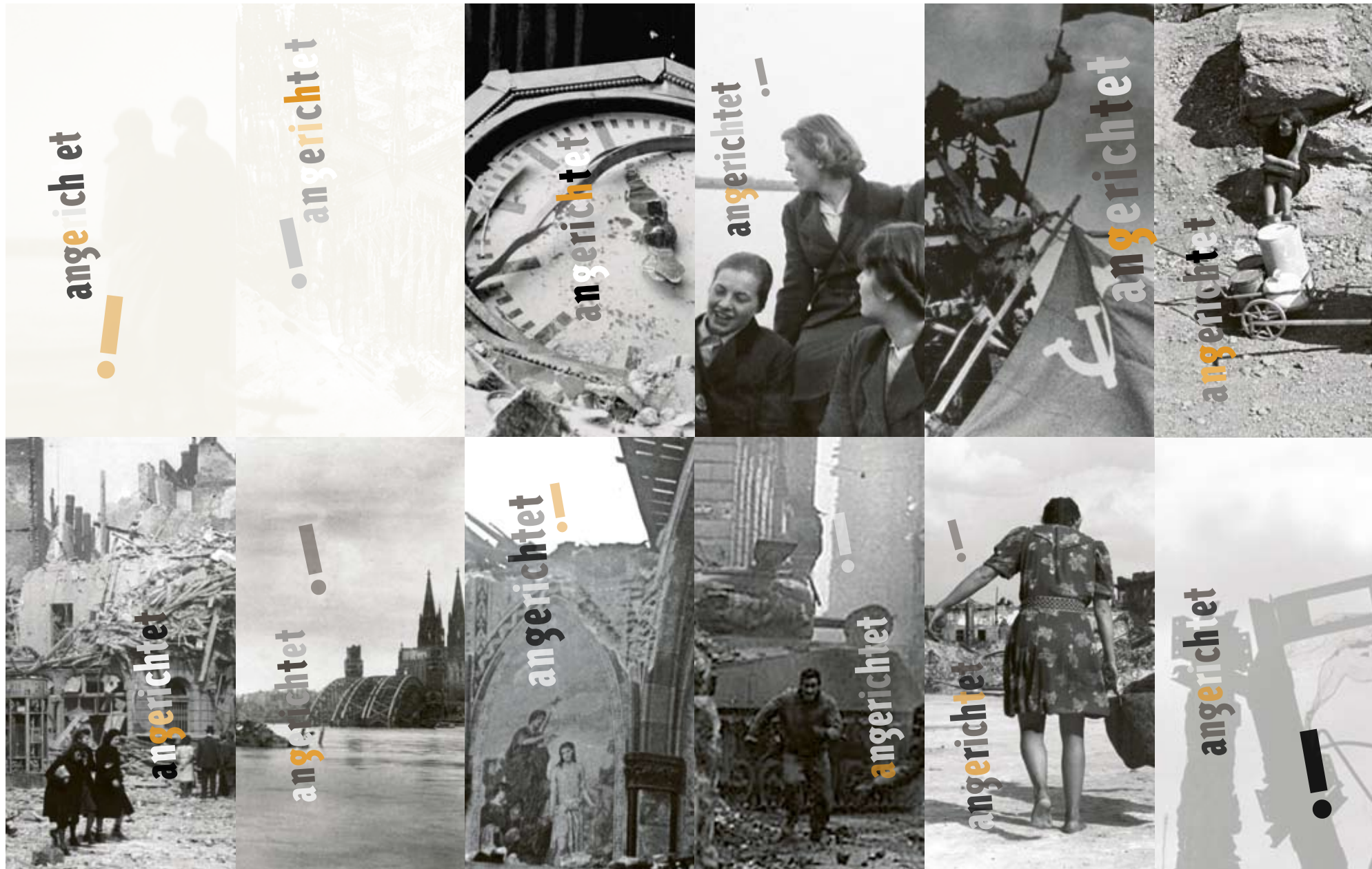




angerichtet!

v o m
Überleben
in schlimmer
Zeit

Die Luthersenioren




angerichtet !
Vom Überleben
in schlimmer Zeit

Erzählt von
Frauen und Männern
der Seniorengruppen
der Lutherkirche
in der Kölner Südstadt

216 Seiten
162 Abbildungen
12 Zeichnungen
Preis 19.80 Euro

ISBN 978-3-00-029644-4

zeitzeugen
Die Luthersenioren Lutherkirche Südstadt 1933-1948



Sie reden über die Machtergreifung, die Reichskristallnacht, den Kriegsausbruch, den Reichsarbeitsdienst, sie erzählen von Luftschutzkellern, Einquartierungen, von Bombardierung, Flucht, Angst und Vertreibung, vom Sterben, von der Kriegsgefangenschaft, vom Hungern, Frieren und vom Hamstern, Fringsen, von Persilscheinen, vom Schwarzmarkt, vom Lieben in dieser schlimmen Zeit und vom Wiederaufbau . . .

Die LutherSenioren

**23 Zeitzeugen erzählen von ihren Erlebnissen
in den Jahren 1933 bis 1948**

macht

ergreifung

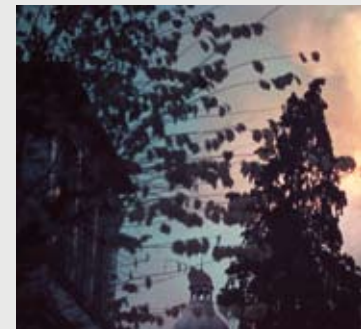


**Der Reichstag
in Flammen!**
Von Kommunisten in Brand gesetzt!

Zuerst brannte der Reichstag ...



später brannten Bücher ...



... und am 9. & 10. November 1938 Synagogen in ganz Deutschland

***Wir taten alle Unrecht,
weil einer zu Unrecht Macht
über uns hatte . . .***

Leni



Wahlkarte 1 - das war Hitler. Die Plakate waren überall zu sehen. Das habe ich als Kind mitbekommen, dass da jemand kommt, der versprochen hatte, die große Arbeitslosigkeit zu beenden. Das hat er auch getan. Mein Vater war sechs Jahre lang arbeitslos gewesen, mit drei Kindern, und nun bekam er endlich wieder Arbeit.

Gisela

Wir haben in der Hansestadt Danzig gelebt, die von einem Korridor durch Polen vom Deutschen Reich abgetrennt war. Beim Einkaufen kam mir eines Tages ein Reitertrupp in SA-Uniform entgegen. Mitten die Danziger Straße entlang. Das waren nicht viele, vielleicht sechs oder acht Personen. An dem Tag habe ich das erste Mal gespürt, dass etwas anders ist. Die Danziger Straße wurde später in Adolf-Hitler-Straße umbenannt.

Ludmilla

Ich bin 1933 geboren, also im Jahr der Machtergreifung Hitlers. Ich war ein begeistertes Jungmädchen in der Jungenschaft. Die entsprechende Kleidung dazu: Weiße Bluse, dunkler Rock, die Krawatte mit dem braunen Knoten. Meine ältere Schwester war meine Scharführerin. Sie hat die Aufnahmezeremonie geleitet. Da wurde gesungen und eine BdM-Führerin hat uns feierlich aufgenommen. Meine Schwester hat mir später mal gestanden, dass es ihr sehr viel Spaß gemacht hat, mich beim Exerzieren herumkommandieren zu können. Hitler ist auch einmal in Waldenburg in einem Stadion aufgetreten. Davon war ich als Kind sehr beeindruckt. Ich kannte ja nichts anderes. Als der Krieg zu

»Wählt Hitler Liste 1«. Dieses Wahlplakat von 1933 sah auch Gisela

„Innerhalb **4 Jahren** ist die
Arbeitslosigkeit behoben“
hat Adolf Hitler gesagt.
Seine Gegner schreien, das sei viel zu lange.
Ihr Herren! Ein Adolf Hitler verspricht nicht, wie Ihr, Behbung der Arbeitslosigkeit in kürzester Zeit
um dann wie Ihr, die Arbeitslosigkeit von Jahr zu Jahr immer mehr anwachsen zu lassen. Er
schließlich nach 14 Jahren weit mehr als
6 Millionen auf der Straße

Ende war, habe ich mich zuerst geweigert »Guten Tag« und »Auf Wiedersehen« zu sagen. Das hat für mich »Heil Hitler« geheißen. Über dem Schreibtisch meines Vaters hing folgender Spruch:

»Ich bin geboren, deutsch zu fühlen,
Bin ganz auf deutsches Denken eingestellt.
Erst kommt mein Volk, dann all die andern vielen,
Erst meine Heimat, dann die Welt.«

Ingeborg

1933 war die Machtübernahme und es war grausam. Ich war knapp zehn Jahre alt und ging in Bergisch Gladbach zur Schule. Von Stund an ging es da los. Alle Mädchen mussten in die Jungenschaft oder in den BdM, aber mein Vater war Sozialdemokrat und wir durften das nicht. Ich war eine so gute Schülerin, dass ich zusammen mit meiner älteren Schwester in der Volksschule in die gleiche Klasse ging. Eines Tages, das muss im Jahr 1937 gewesen sein, haben wir uns vorne hinstellen müssen und der Rektor sagte zu unseren Schulkameraden: »Jetzt könnt ihr mal mit denen machen, was ihr wollt. Tut sie mal tüchtig mit nassen Schwämmchen beschmeißen«. Meine Schwester und ich wurden immer wieder mit den Schwämmchen für die Tafel beworfen. Wir wurden ganz schön nass und haben natürlich geheult. Da sagte der Rektor: »Jetzt habt ihr wohl die Nase voll. Wenn ihr morgen kommt, da hat euer Vater unterschrieben«. Zu Hause haben wir

Als Jungmädchen erlebte Ingeborg begeistert die »neue Zeit«. Jungenschaftsplakat



das dem Vater erzählt und baten ihn: ›Lass uns doch hineingehen in den Verein. Da durften meine Schwester und ich in den BdM. Hinterher sagte der Rektor: ›Gut, dass der Vater das eingesehen hat.‹

Margarete

Ich war in der Katholischen Jugend und insgesamt acht Jahre lang Messdiener in St. Laurentius in Bergisch Gladbach. 1933, als Hitler an die Macht kam, war ich elf Jahre alt. Da hat der Hitler einen Prälat der Katholischen Jugend hingerichtet. Jetzt wussten wir schon: Das ist ein Mörder. Aufgrund dessen bin ich auch nie in die Hitler-Jugend eingetreten. Wir von der Katholischen Jugend mussten uns manchmal regelrecht mit den Jungen von der HJ schlagen. Dabei haben wir aber immer den Kürzeren gezogen, denn die waren in der Überzahl. In meinem Entlassungszeugnis von der Volksschule stand: ›Dieser war nicht Mitglied der Staatsjugend. - Ich bekam nirgendwo eine Stelle. Wir waren ›Volksverräter.‹

Adolf

Gegen Ende 1938 sagte mein Vater, er möchte mal wieder das leckere Kommissbrot aus der Häkergasse vom Krämerladen Zellmer essen. Ich machte mich in meiner Heimatstadt Danzig auf den Weg. Als ich in die Häkergasse einbog, traute ich meinen Augen nicht. Die Straße war rechts und links übersät mit Glasscherben. In vielen Geschäften waren die Scheiben eingeschlagen. Es bot sich mir ein Bild der Verwüstung. Stoffballen,

Taschen und Schuhe lagen herrenlos herum. Es waren aber nicht alle Geschäfte betroffen. Bei dem Krämerladen, zu dem ich sollte, war alles in Ordnung. Ich bekam mein Kommissbrot und ging nach Hause. Ich habe mich auch nicht weiter umgesehen. Zu Hause angekommen, habe ich nicht darüber gesprochen. Wir sprachen nie über Besonderheiten. Sauber, satt, anständig - das war damals die Devise bei der Kindererziehung.

Erst viele Jahre später wurde mir klar, dass ich nach der sogenannten Reichskristallnacht an diesem Ort gewesen bin. Dieses Ereignis hat mich, nachdem ich den Sinn begriffen hatte, noch jahrelang beschäftigt.

Gisela

Bei der Machtübernahme war ich mit elf Jahren noch sehr jung, aber die Aufmärsche habe ich gesehen. Mein Vater war Sozialdemokrat, deshalb ging ich nicht in die Hitler-Jugend. Ich war anfangs wohl im Jungvolk. Der Grund war aber nur die Arbeitslosigkeit meines Vaters und dass wir dort Klamotten zum Anziehen bekamen. Mein Vater war im Stahlhelm. Die sollten nun alle der SA einverleibt werden. Mein Vater hat sich aber geweigert, in die SA zu gehen.

Ich war in einer katholischen Volksschule und da ging es uns gut. Da wurde morgens noch gebetet. Das muss so 1938 gewesen sein, da wurde unser alter Rektor, ein sehr konservativer Katholik, abgelöst durch einen Rektor, der Nazi war und immer in . . .

Andere wurden, wie Adolf, weil sie in der Katholischen Jugend waren, diskriminiert. Katholisches Jugendlager



Gisela und Heinz sahen verwüstete jüdische Geschäfte, wie das hier vom 9./10. November 1938 in Berlin



kriegs

1939

jahre



Aus Lisselottes Fotoalbum: Mädchen beim Einlagern von Briquets



Adolf unter Weiden im Reichsarbeitsdienstlager in Gummersbach



Arbeitsdienst-Mädchen auf einer Elbfähre bei Lüneburg 1939

***Diese Jahre waren geprägt
vom Verzicht auf alles,
was Jugend schön macht.
Ingeborg Niesen***



Hilf auch Dū mit!

Unsere Wohnung war in Danzig, am Schopenhauer Weg, und eines Morgens schreckten wir durch Kanonendonner vom Schlaf auf. Vom Schlafzimmerfenster meiner Eltern aus versuchten wir, etwas zu erkennen. In der Dunkelheit konnten wir aber nichts ausmachen. Es war die Zeit zwischen Nacht und dem gerade heranbrechenden Tag. Wie wir in unseren Nachthemden am Fenster standen, gingen die heftigen Detonationen weiter. Wir hätten nie gedacht, dass mit uns in Danzig irgendetwas passiert, weil wir doch Freie Hansestadt waren. Wir waren uns nicht im Klaren darüber, wer zuerst geschossen hat. Erst später hörten wir, dass diese Schüsse der polnischen Westerplatte galten und zum Beginn des Zweiten Weltkriegs gezählt werden.

Ludmilla

Mit 17 Jahren hatte ich im April 1939 die Schule abgeschlossen und wäre gerne zur Ausbildung als Sportlehrerin auf eine Sporthochschule gegangen. Aber die NS-Regierung hatte verfügt, dass man vor einem Studium oder einer Berufsausbildung zuerst ein Pflichtjahr leisten musste, was hieß: Sozialer Einsatz in Haushalten, Heimen oder im Reichsarbeitsdienst. Daher hatte ich mich erst einmal ein halbes Jahr zum Arbeitsdienst gemeldet.

Ich kam in ein Lager in der Lüneburger Heide, wo es landschaftlich sehr schön ist. Die Tage begannen mit Fahne hissen und Lied singen, anschließend fuhr jede Arbeitsmaid mit dem Fahrrad zu ihrem jeweiligen Bauernhof. Wir mussten im Haushalt und auf dem

Feld helfen, was sehr ungewohnt und auch anstrengend war. Nach Feierabend gab es dann noch manche Arbeit im Lager und am Ende des Tages wurde die Fahne unter Absingen eines Liedes wieder heruntergeholt. Sonntags war organisierter Ruhetag, es wurden Spiele gemacht oder gesungen. So gingen vier Monate herum. Dann kam der 1. September. Wir mussten uns alle um das Radio versammeln, denn der Führer sprach, und da war es Pflicht zuzuhören. Ich erinnere mich nur noch an seine Worte: › . . . und seit 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen‹. Das bedeutete Krieg! Es war ein Schock für uns alle. Wir saßen wie versteinert da und konnten es nicht fassen.

Für uns Maiden bedeutete dies, dass wir länger im Arbeitsdienst bleiben mussten. Erst kurz vor Weihnachten durften wir wieder nach Hause. Neue Mädchen aus allen möglichen Berufen, die nicht ›kriegswichtig‹ waren, wurden eingezogen und im Lager eingesetzt. Mir wurde das restliche Viertel vom Pflichtjahr dann erlassen, weil ich eine Stelle als Kontoristin bei den Messerschmitt Flugzeugwerken, also in der Rüstungsindustrie, annahm . . .

Lieselotte

1939 kam ich aus der Schule und wusste nicht, was ich lernen sollte. Da habe ich Landjahr gemacht und kam nach Ostpommern. Ein paar Tage bevor der Krieg ausbrach, waren wir auf Groß-Tour, das war eine 14-tägige Radwandertour durch eine Gegend so 20 Kilometer vor dem polnischen Korridor, der zwischen dem Deutschen Reich und

Den Kriegsbeginn mit dem Angriff auf die Westerplatte erlebten Ludmilla unmittelbar und Heinz auf einer Radtour



Danzig lag. Der Ort hieß Poplitz und lag in Hinterpommern. Wir konnten eindeutig Truppenbewegung erkennen. Die deutschen Soldaten sind immer nur nachts marschiert. Das lief wie am Schnürchen und konnte nur ein geheimer, planmäßiger Vormarsch in Richtung polnische Grenze sein. Uns war mulmig. Die Truppen marschierten ja nicht umsonst dahin. Ab dem 1. September konnten wir die deutschen Fluggeschwader sehen und Kanonen hören, das war tagsüber. Das war der Kriegsanfang. Gewundert hat uns das nicht. Die Propaganda gegen die Polen war doch grausam. Vorher schon. Das war alles geschürt worden.

Heinz

Nach der Schule bekam ich eine Lehrstelle als kaufmännische Angestellte und war sehr stolz darauf, vor allem als ich 1940 die Kaufmannsgehilfenprüfung ablegte. Nachdem ich die gut bestanden hatte, sagte ich zu meiner Mutter: »Jetzt kann ich auch mal Geld verdienen«. Vierzehn Tage später bekamen wir jedoch den Bescheid, dass meine Schwester und ich uns sofort beim Arbeitsamt zu melden hätten. Ich fragte: »Was sollen wir denn da?« »Ja, das erfahren Sie schon«, hieß es. Was war? Wir wurden nach Wipperfürth verpflichtet und mussten in einer Bombenfabrik arbeiten. Da hatte ich in einer großen Halle einen riesigen Apparat zu bedienen. Eines Tages habe ich gesagt: »Das sind doch alles Mordwaffen, was wir hier herstellen«. Da wurde ich vorgeführt, oben in den Büros bei den Offizieren. Zur Strafe wurde ich ganz alleine an eine kleine Maschine versetzt und hatte Gewinde zu schrauben. Wenn die Bomben durchkamen,

musste ich die auch abwiegen. Eines Tages kam der Meister und sagte: »Das geht nicht. Ich Sorge mal dafür, dass Sie da wegkommen«. Da sind meine Schwester und ich nach zwei Jahren da rausgekommen.

Ich hätte so gerne wieder eine richtige Stelle in meinem Beruf bekommen. Per Zufall konnte ich durch Bekannte in einem Reformhaus in Köln-Mülheim arbeiten. Das war aber schon in der Bombenzeit. Eines Tages hieß es über Lautsprecher: »Alles in die Luftschutzkeller, Mülheim wird angegriffen«. Ich war ja mitten in Mülheim. Unser Chef hatte ein kleines Bunkerchen. Da waren wir drin. Und da war ein Durchbruch. Das war früher so, da war ein Stück Mauer, das leicht aufbrach, wenn man dagegen schlug, und man konnte durch die Nebenkeller weiterlaufen. Unser Nachbar war ein Geigenspieler und der hatte einen schweren Rucksack und sagte: »Ich muss zuerst durch«. Da sagte ich: »Da kommen Sie aber nicht durch mit dem Rucksack«. Der hörte aber nicht auf mich. Jetzt blieb der doch tatsächlich in dem Durchbruch stecken und wir kriegten ihn auch mit Drücken nicht durch. In dem Moment fiel in dem Keller nebenan alles ein. - Wenn wir da drin gewesen wären, wären wir umgekommen. Hinterher war Entwarnung, aber da war draußen nichts mehr da. Unser Geschäft hatte so viele tolle Säulen gehabt. Alles in hohen Flammen.

Ich hatte also keine Arbeit mehr und saß gegen Kriegsende wieder zu Hause. Meine Familie hatte von Anfang an vieles kommen sehen, aber die Wirklichkeit ...

Im Pflichtjahr beim Arbeitsdienst wurde Adolf 1940 auf den Kriegseinsatz vorbereitet



Liselottes Arbeitsdienstpass von 1939



Adolfs Arbeitsdienstlager in Gummersbach 1940



nach

kriegsjahre

M



1945, über und im Rhein die gepresste Holztafelbrücke



Die Heidekehr



***... verzweifelt gefragt
gegenüber denen,
die verzweifelt schwiegen.
Hans Mörzter***



Notunterkunft im Gefängnis, im Kähler Klingelpütz



Zum Überleben: Hamstern und Fringsen

Berlin war zerbombt und sollte von den Russen eingenommen werden. Die Amerikaner hielten sich zurück. Ich habe die russische Invasion nicht erleben müssen, da mein Mann mich kurz vor Torschluss aus Berlin herausholte. Er war bei der Panzerdivision ›Großdeutschland‹ Oberschirrmeister und hatte ein Auto zur Verfügung, um gegebenenfalls Ersatzteile zu holen oder nach liegengelassenen Panzern Ausschau zu halten. Im Schlepptau hatten wir meinen Onkel mit seiner Frau, die in die Nähe von Hamburg zu einem Geschäftsfreund wollten. So konnte ich bei Kontrollen sagen, ich gehöre zu dem Privatwagen. In der Nähe von Zeven, bei Bremen, wurden wir an einer Brücke von den Engländern gestoppt. Mein Mann wurde gefangengenommen. Er kam - so erfuhr ich später - in ein Lager nach Belgien und mich brachten sie in dem Haus eines Bürgermeisters unter, wo es auch noch andere Flüchtlinge gab. In Zeven gab es ein großes Gefangenenlager mit russischen Kriegsgefangenen. Diese wurden von den Engländern entlastet, aufgepäppelt und nach Russland zurückgeschickt.

Die Engländer verlangten weibliche Hilfskräfte, die der Bürgermeister zur Verfügung zu stellen hatte. Die Frauen hatten in den Großküchen zu helfen, Tische und Bänke zu säubern usw. Da ich Englisch sprach, setzte man mich als Übersetzerin zwischen Engländern und russischem Küchenpersonal, das deutsch verstand, ein.

Traf man außerhalb der Arbeit auf Engländer, war die erste Frage von ihnen: ›Are you Polish?‹ Wir konnten das nicht verstehen, sahen wir polnisch aus? Nein, es war etwas

anderes. Es galt für die Soldaten das Fraternisierungsverbot mit der deutschen Bevölkerung, es durfte also zu keiner ›Verbrüderung‹ mit uns kommen. Trotzdem kam der eine oder andere Soldat zu uns ins Haus, trank mit uns den von ihm mitgebrachten Tee und aß mit uns seine Biskuits.

In der Großküche war ein Russe, der mich immer so hasserfüllt anstarrte, dass ein englischer Soldat - es gab immer vier davon in der Küche mit geschultertem Gewehr - zu mir sagte: ›Du kannst froh sein, dass wir hier sind, der sieht aus, als wollte er dich killen‹. Ich kümmerte mich nicht weiter darum, erlebte aber bei seinem Abzug eine Überraschung. Er verabschiedete sich von mir, gab mir eine englische Konserve und sagte, er wisse nicht genau, was drin wäre, aber es müsste etwas sehr Gutes sein. Da war ich sehr überrascht. Es war, wie ich später feststellte, gekochter Schinken drin. Welch eine Delikatesse!

Leonie

Im März 1945 am Ostersonntag wurden wir von den Amerikanern eingenommen, später haben wir natürlich gesagt, ›befreit‹. Von diesem Zeitpunkt an wünschten wir nur, sobald wie möglich nach Hause zu kommen, nach Köln. Zu groß war das Heimweh. Im Mai 1945, nach Kriegsende, fuhren wir zum ersten Male per Kohlenexpress nach Köln. Dieser Güterzug transportierte ausschließlich amerikanischen Nachschub und deutsche Kohlen in die US-Besatzungszone. Nach einem Reisetag auf so einem leeren Kohlen-

Die Zeit stand still am Kölner Hauptbahnhof. Am 6. März besetzen amerikanische Truppen die Stadt



waggon sah man aus wie ein Bergmann nach der Schicht oder ein Kohlenhändler. Wir fuhren ungefähr 24 Stunden von Aschaffenburg bis Bonn, dann mit der Rheinuferbahn bis Köln. Wir wussten nicht, ob unser Vater noch lebte und ob unser Haus noch stand.

In Köln angekommen, wurden wir als Erstes von britischen Soldaten entlaust. Das ging mit einer Holzspritze mit Läusepulver, die etwa 50 bis 60 cm lang war und einen Durchmesser von 10 cm hatte. Ich trug eine kurze Lederhose. Der Soldat pustete mir das Pulver so in die Hosenbeine hinein, dass es mir am Hals wieder herauskam, und eine Spritzenfüllung in die Haare, sodass ich aussah wie ein Zirkus-Clown. Der Soldat lachte nur und sagte: »O.K.«. Der nächste Weg führte zum Gesundheitsamt, wo mein Vater dienstverpflichtet war. Wir hofften, dort etwas über sein Ergehen zu erfahren.

Man wusste dort nichts über seinen Verbleib, sagte uns nur, dass sie für »alte Nazis« keinen Platz mehr hätten. Uns blieb noch der Weg in die Metzger Straße. Wir konnten über die breite Hahnenstraße und die Ringe gehen, alle anderen Straßen lagen voller Schutt. Als wir in die Metzger Straße einbogen, schrie ich voll jähler Freude: »Mamm, unser Haus steht noch: Ich hab die Fahnenstange jesinn!« Es war das einzige Haus, das auf der linken Seite des untersten Blocks stehen geblieben war. Es war zwar beschädigt, aber irgendwie doch noch bewohnbar. Heute würde man so etwas einfach abreißen, damals wohnte man in Halbruinen, in denen ganze Mauern, Treppenhäuser,

Toiletten fehlten. Hauptsache man konnte kochen, schlafen und wurde vom Wind nicht weggeweht. Wir fanden unseren Vater. Er wohnte in unserer alten Wohnung und wir freuten uns.

Ich wurde erst einmal zum Wasserholen und Brennholzmachen eingeteilt. Wasser gab es nur am Adolf-Hitler-Platz (Rudolfplatz). Man ging also mit zwei Eimern los. Waren sie voll und man stolperte, dann konnte man gleich wieder zurückgehen. Nach einer Woche gab es Wasser in der viel näher gelegenen Volksgartenstraße. Brennholz wurde so gemacht: Man holte sich Fußbodendielen aus den Trümmern, legte sie auf die Bürgersteigkante und warf einen Pflasterstein darauf. Das waren meine Aufgaben. Zwischendurch mussten wir aber noch mal zurück nach Hösbach/Aschaffenburg, um dort unseren kleinen »Haushalt« aufzulösen. Wir holten unsere wenigen Habseligkeiten ab: Bett, Ofen, Tisch, Stühle, Töpfe und Pfannen, denn das waren große Wertgegenstände. Heute liegt Besseres am Straßenrand zur Sperrmüllabfuhr.

Mein Vater war ein »alter Kämpfer«. Als Kind dachte ich, das hätte mit dem Alter zu tun, aber das waren jene Parteigenossen, die schon vor 1933 in der Partei waren. Sie hatten natürlich die besseren Aussichten und Privilegien, sie galten als Elite. Nach dem Kriege wurden dann Fragebogen-Aktionen und Spruchkammern eingesetzt, wo jeder Mitbürger auf seine politische Vergangenheit überprüft, eingestuft und im günstigsten Fall »entnazifiziert« wurde. Mein Vater hatte Glück und kam zu einem alten . . .

Taufe in Trümmern. Die zerstörte Christuskirche



Und die Altstadt ein weites, stilles Geröll



vom über leben



Leonie im Foto in den 20er Jahren

Leonie

1928 in Berlin geboren.
Schule, Beruf:
Sekretarin, 1936
Hitler, von 1938 bis
1938 im damaligen
Paris, geschieden,
dannach wieder in
Berlin, zweite Heirat,
2 Kinder, 1954, Flucht
nach Köln



Leonie auf der Freizeithafen nach Paris



Hier mit ihrem erstenen Schwager



Ludmila mit der Mutter in Zoppot (Prenzlau) During 1929/30



Mit ihrem Hund Axel

Ludmila

1922 in Berlin geboren.
Schule, Lebens in Paris,
Beruf, aus Paris
geflüchten, 1941 nach
Kloster Lüne in der
Mark Brandenburg,
1943 mit dem
Anschluß von
nach Köln geflüchten,
1961 Heirat, Kinderlos



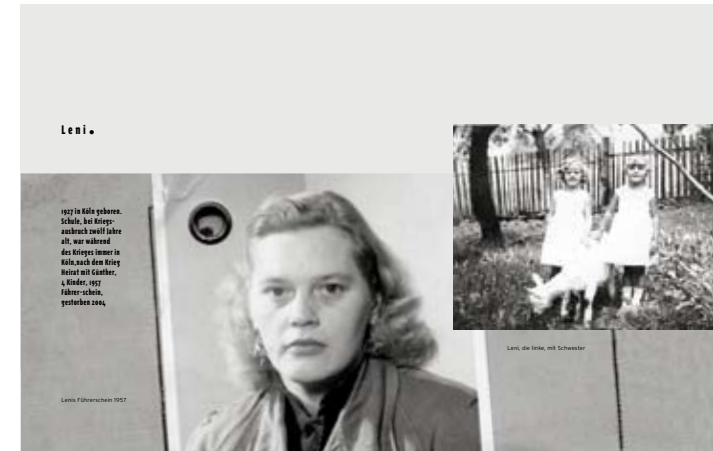
Im Flüchtlingslager Wuppertal 1949

Lieselotte

1921 in Berlin geboren.
Schule in Mannheim
und Augsburg, 1939
jüdisch, Adolfs-
dienst, 1940
Kontrollkarte und
technische
Berufswort in der
Hauptstadt, 1942
Hitler, ein Kind,
1952 nach Köln.



**Namen, Personen,
Biografien, Geschichten,
Orte, Kochrezepte . . .
Die Senioren**



Gisela ●

1923 in Danzig
geboren.
Schule, 1939 Pflicht-
jahr bei der Feuer-
schutzpolizei,
Beruf: Bürokauffrau,
1945 Flucht nach
Aalborg in Dänemark,
1946 nach Berlin,
Heirat, 2 Kinder,
1959 nach Köln



Die kleine Gisela im fernen Danzig. Im Hintergrund die brennende Stadt, aus der sie 1945 fliehen wird.

Danzig
1944



Herr Schinkel

Brandweiser

des Feuerwehrtrojes
an der Danziger
Brandwehreinheit
mit Herrn
Dauermann
1945

Inge Dauermann

Gisela Sprengel



Gisela (rechts)
mit der Freundin Inge

und sitzend mit ihr
in der Gruppe der
danziger Feuer-
schutzpolizei, 1944



Und wann machst du die für uns?

Wir, besonders meine Söhne, haben auch furchtbar gerne Keulchen gegessen.
Das ist ein Quarkgericht.

Keulchen

Die Keulchen bestehen aus gekochten Kartoffeln. Also, die Kartoffeln werden zuerst einmal gerieben, dann kommt der Quark rein, Eier, etwas Salz und ein bisschen Zucker und dann wird das Ganze verrührt und dann wird ein Teig daraus geknetet. Der Teig wird gerollt und in Scheiben geschnitten, die dann in der Pfanne gebraten werden. Wenn sie in Leinöl gebacken werden, gibt das ein ganz besonderes Aroma.

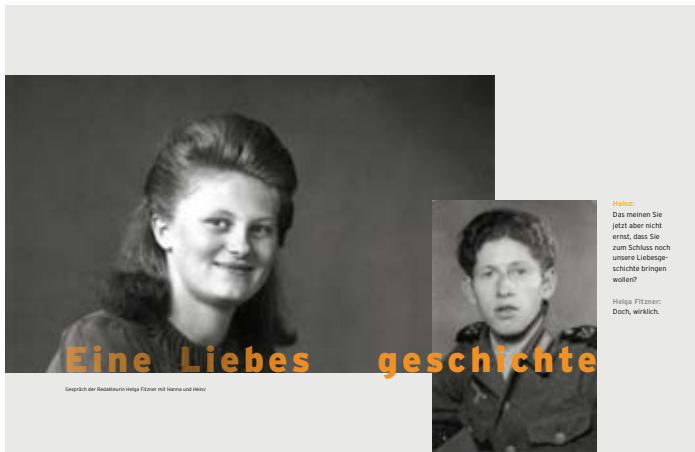
Meine Söhne haben immer so viel gegessen, dass sie hinterher im Bett lagen und sich nicht mehr bewegen konnten. Meine Enkelkinder sind heute auch immer sehr begeistert, wenn ich sage: ›Es gibt heute Keulchen‹. Dann kommt immer die ganze Familie.

Als Johanna die Geschichte von den Keulchen den Seniorinnen erzählte, fragte gleich jemand: ›Und wann machst du die für uns?‹

J o h a n n a

Eine Liebesgeschichte

Zwischen Heinz und Hanna



Heinz
Das meinen Sie jetzt aber nicht ernst, das Sie zum Schluss noch unsere Liebesgeschichte bringen wollen?
Hanna
Doch, wirklich.



Heinz: Ja, das war Liebe auf den ersten Blick. Jetzt sind wir seit 62 Jahren verheiratet und haben keinen Tag bereut. Mehr kann ich dazu nicht sagen.

Hanna: Wir haben uns am 11. September 1944 im Kino kennengelernt. Das war in dem Ort Varel in der Nähe von Oldenburg. Ich war mit zwei Freundinnen unterwegs. Vor uns standen eine Reihe Soldaten vor dem Kino herum. Die starrten als wir herein. Weil kaum noch Platz war, bot mir einer der Soldaten den Platz vor sich an.

Heinz: Der Soldat, das war ich. Und da war's geschehen.

Hanna: Das war nach dem Kino schon beim Herausgehen, dass er mich genickt hat. Als wir draußen waren, ging er nicht weg. Ich sagte zu ihm: 'Auf Wiedersehen, ich muss mein Fahrrad holen'. Da sagte Heinz: 'Nein, lass mal, wir gehen zu Fuß und schieben das Rad'. Ich musste zum Varelner Hafen und Heinz musste auch in die Richtung. Ich hatte gar nicht gewusst, dass da Soldaten stationiert waren. An der Ecke zum Haus, wo ich meine Unterkunft hatte, haben wir 'Tschihi' gesagt und da gab es schon den ersten kleinen Kuss. Das war eigentlich ungehörig für die Zeit. Aber es war klar, dass wir uns wiedersehen wollten. Wir waren auch gar nicht weit voneinander entfernt.

Heinz: Als ich an dem Abend zu meiner Batterie zurückkam, erfuhr ich, dass die Alliierten in Arnheim eine Luftlandeoperation begonnen hatten. Das hieß: Sofort generelles Ausgangsverbot. Jetzt galt es, erfinderisch zu sein, deshalb habe ich mich immer freiwillig gemeldet, die Blüche in den Ort zu bringen oder Milch zu holen. Das lag zusehends alles auf dem Weg zu Hanna. Leider bin ich dann wieder weg verlegt worden, so wie in einem Bunker saßen und nicht rauskamen. Als mal kurz die Elektrizität weg war, habe ich kurzhand meine Brille abgenommen und gegen die Wand geschlagen, damit das Brillenglas kaputt ging. Da konnte ich dann wieder nach Varel, um mir eine neue Brille zu besorgen. Später musste ich am Varelner Hafen gelegentlich Wache stehen. Beim Wachegehen habe ich mich mit meinem Kameraden abgesprochen. So konnte ich mir aus unserem Schuppen ein Fahrrad nehmen und zu Hanna fahren. Die wohnte nur knapp zwei Kilometer entfernt, da hätte ich hören können, wenn Alarm gewesen wäre und zurückrufen können. Das war trotzdem riskant, weil ich mich unentdeckt von der Truppe entfernte. Wenn die mich geschnappert hätten, wäre ich in die Strafkompanie gekommen.

Hanna: Ich war in Stellung bei der Familie Pöppke, die rund 5 Kilometer von meinem Elternhaus entfernt lebte. Zuerst haben sie mich zu ihm nach draussen gelassen, dann sagten sie: 'Nein, nur in der Küche'. Ich war ja noch sehr jung. So konnten wir uns ein bisschen unterhalten.

Heinz: Wir wurden getrennt, als ich im Januar 1949 nach Italien versetzt wurde.

Hanna: Bevor er in den Krieg ziehen musste, habe ich ihm den Ring von



meiner Urgroßmutter gegeben und ich bekam einen von ihm.

Heinz: Ja, und als ich bei den Partisanen war habe ich mir den Saum von der Unterbrücke aufgeschitzt und dort den Ring versteckt.

Hanna: Ich habe ihm zweimal die Woche geschrieben, aber er hat meine Post nie bekommen. Seine Briefe an mich, die kamen an.

Heinz: Trotzdem konnte sie nicht wissen, ob ich überhaupt zurückkomme.

Hanna: Dass er fallen könnte, daran sollte ich nie gedacht. Ich hatte irgendwie ein inneres Wissen, dass das weitergeht.

Der Weg dahin ist eine Geschichte für sich. Dann stellte es sich noch heraus, dass mich jemand von den Einwohnern verraten haben musste. Da sagte mein künftiger Schwagerbruder, dass ich mich sofort nach Wilhelmshaven begeben sollte, um mich dort offiziell aus dem Militärdienst entlassen zu lassen.

Der Weg dahin ist eine Geschichte für sich. Dann stellte es sich noch heraus, dass ich zur Entlassung in meine Stadt Köln zurück musste.

Hanna: Ich bin Heinz dann in die zerstörte Stadt gefolgt. Meinem war nicht weit bei der Sache. Zu war alles hell geliebt und auf Dorf gab es wesentlich mehr zu. Aber die Widersehensfreude zu Heinz und mir war gegenseitig. Wer dachte stand eine schnelle Hochzeit. Ich liebe mich schnell in seine Familie, aber die Wohnverhältnisse und Versorgungslage waren verheerend. Das hatte ich mir nicht so vorgestellt. Als Hochzeitsfeier nahmen wir fröhlichen, der ging. Das war Heilabend 1949. Wir stellten unter privaten Bedingungen in einem Keller kam auch im Mai 1946 unsere Tochter. Wir hatten eine sehr gute

Im Gespräch die Nachgeborenen

Pfarrer Hans Mörzter und die Redakteurin Helga Fitzner

Helga
Alle durften uneingeschränkt erzählen. Nur ich als Journalistin nicht. Das war das Ungewöhnliche für mich an dem Projekt: Ich sollte die Menschen zum Erzählen ermuntern, unabhängig davon, ob diese Geschichten Eingang in dieses Buch finden würden oder nicht. Das hatte auch mit dem Bewusstwerdungsprozess zu tun, dass die eigenen subjektiven Eindrücke gar nicht so unendlich sind, wie unsere Senioren und Seniorinnen das mitunter geglaubt hatten. Selbst in Kenntnis der unveröffentlichten Erzählungen, bin ich mit der hier vorliegenden Ausbeute persönlich zufrieden. Das lag an dem Maß der Zeitzeugen und auch an dem warmen und geschützten Ort, den die Diplompädagogin Eva Dreher im Gemeinschaftsraum der Lutherkirche immer wieder herzustellen vermochte.

Hans
Wir haben an der Lutherkirche bewusst Räume zum Erzählen geschaffen, ganz unterschiedlicher Art. Da ist völlig egal, wer und aus welchem Grund. Es geht darum, dass wir erst einmal in die Öffentlichkeit gehen, zusammen, Menschen sollen erzählen können, was sie bewegt, was sie bis heute verfolgt, damit sie das erst einmal los werden können, endlich in den Raum werfen, ohne dafür abgemahnt zu werden. Wenn so etwas geschieht, entsteht ein Reichtum. Für die Erzählenden ist sich etwas, indem sie es erzählen, erleben sie es im Grunde noch einmal, durch ihr Hörendes Gegenüber aber mit einem völlig neuen Blick darauf.

Im Gespräch
Pfarrer Hans Mörzter
und Helga
Fitzner

Helga Fitzner Bealshaupt




Helga
Die meisten Erlebnisse sind tief verurzelt und meine Gesprächspartner mussten sie oft durch die Scheit einer ungeliebten Schmerzen hervorholen. Keine der Gespräche endete jedoch in einer hoffnungslosen oder deprimierten Stimmung. Die Gruppe hat sich gegenseitig gefragt und unterstützt. Der Seniorenkreis im Gesamten oder ich als Einzelperson diente als Spiegel. Die Möglichkeit einer Verortlichung der Geschichte, die von vielen Menschen gelesen werden könnte, schufte wiederum eine viel weiter gefasste Dimension von Gegenüber.

Hans
Dieser Weg der Bewusstwerdung ist besonders wichtig. Der Weg heraus aus dem, was uns beengt, was uns Angst macht, was uns ducken und schweigen macht, weil wir Angst haben, dass wir verurteilt werden, wenn wir reden. Das gilt besonders, wenn wir etwas erlebt oder getan haben, von dem wir glauben, dass es niemand wissen darf und von dem wir selber nichts mehr wissen wollen. Aber das ist eine seelische und geistige Gefangenschaft, die das freie Denken verhindert, das Weiterdenken, weil ich etwas in den Tresor geschlossen habe mit zehnfacher Sicherung. Das Erzählen ist der erste Schritt heraus aus dem eigenen Gefängnis.

Theologisch gesehen sind das Exodus-Geschichten, Heraus-Geb-Geschichten. Im Alten Testament, der jüdischen Thora, gibt es eine Gottesbeschreibung, die heißt: Gott ist der, der in die Freiheit führt. Das ist Exodus, der Weg heraus aus dem Sklavenhaus. Dabei bricht etwas auf und in diesem Buch sind das alte Wunden. Dieses Aufbrechen ist aber auch ein Aufbruch, der uns freisetzen kann. Denn diese Frage kommt direkt danach: Wer bin ich heute, mit dem, was ich da erlebt habe? Das ist sehr jüdisch, sehr christlich. Es ist sogar dialektisch. Wenn Menschen die Möglichkeit haben, aus ihrem Leben zu erzählen, ist das heilsam, und Dialektik hat mit Heilwerdung zu tun.

Helga
Heilwerdung ist ein ganzheitlicher Ansatz. Es bedeutet, dass ich nur heil, nur sanft werden kann, wenn ich alle Aspekte meines Selbst und meiner Erlebnisse akzeptiere und integriere. Das mag bei einem normalen Lebenslauf schön und gut sein, ist aber bei Opfern von Gewalt, beispielsweise bei Vergewaltigungen, wo sie von Charritten geschädigt werden, sehr schwer zu verstehen.

Hans
Der Schmerz ist Teil dieses Prozesses. Bei Vergewaltigung ist nicht nur der Körper misbraucht worden, da wurde die Seele fast gebrochen. Die Seele ist auch vergewaltigt worden. Das ist das erschreckende: Ich bin ein Mitleidender irgendem Stück Vergewaltigung heißt. Du bist kein Mensch, du bist kein Gegenüber, sondern ein Ding, mit dem ich machen kann, was ich will. Das erlebe zu haben, verursacht einen Schmerz, der ein Leben lang bleibt, der mitwächst. Das gilt für jede Art der Gewalterfahrung.



ob Bombenhagel, Vertreibung, Gefangenschaft, Essensentzug... Aber je mehr ich dieses Erleben verdränge, um so stärker bleibt es in mir verurzelt. Der Schmerz ist ja nicht weg, auch wenn ich ihn mit großer Kraft verstecke. Wenn ich da nicht dran reibe, erstarre ich auch gegenüber anderen Gefährten, die ich jetzt habe. Denn ich muss aufpassen, Gefühle überhaupt zuzulassen, wenn ich da so einen starken Schmerz zudecken muss. Indem ich darüber rede, entwickle ich mich weiter. Der Schmerz bleibt vielleicht ein ewiger, aber ich gerate in einen Prozess hinein, bewusdt damit leben zu lernen. Dann muss ich den Schmerz nicht mehr unterdrücken oder betäuben. Das ist der eigentliche Punkt.

Helga
Genauso über diesen Punkt hinauskommen. Teil dieser Generation oft schwer, weil da zwei Aspekte ineinander greifen. Zum einen können sich viele nicht als Opfer bezeichnen, obwohl ihnen Übertragliches widerfahren ist. Gleichzeitig gilt es, die Kriegsschuld und den Holocaust zu verfrachten, die das deutsche Volk als Gesamtverantwortung auf sich geladen hat. Ich kann das sehr gut nachvollziehen, wenn diese Generation des Schmerz ablehnt und damit eine Verantwortung, die viel zu groß für einen einzelnen Menschen ist. Ich habe schon vor dieser Arbeit oft gehört: „Das hat doch keiner gewollt, dass er die Heimat verliert, dass ihm Gewalt angetan wird, dass er Hanger muss, dass Millionen von Menschen sterben, dass alles unwiderruflich zusammenbricht.“ Das habe ich doch nicht gewollt. Wieso soll das jetzt meine sein?

Hans
Das ist auch schwer. Leider stellt sich die Frage: Woher wieder? Wenn ich an den Klimawandel denke oder Länder wie Afrika, wo Menschen täglich sterben, wo täglich Kinder sterben, und wir das alles wissen. Das ist fast identisch. Wir sind Teil eines Ganzen und als Teil eines Ganzen kann ich mich nie aus so einer Gesamtschuld herauskaufquicken. Für das Klima bin ich mitverantwortlich, egal, was ich getan habe oder nicht getan habe. Genauso wenig kann ich mich als Einzelperson aus einem Geschichtskontext herausziehen.

Die Schuld werde ich nicht los. Die Dimension der Gnade. Dietrich Bonhoeffer auf Hitler beteiligt war, war Puffen töten darf. Das gilt unmissverständlich. Vorbereitungen zum Attentat bet mich spielen an der möglichen E Massenmörders, aber trotzdem ein Maß begreifen, aber es wieder an der anderen Seite, wenn ich mich geworden am Tod von vielen Men

